

Afrika 2004

Zwei Tage vor meiner Abreise (23. 8. 04) wurde gepackt und das Reisefieber stellte sich langsam ein.

Montags fuhr ich dann nochmals nach Heilbronn, um die Medikamente für Notfälle abzuholen. Eine Thermosflasche schien mir doch nach all den Empfehlungen, die ich gelesen hatte, wichtig zu sein; also Gewicht hin, Gewicht her, sie wurde dann auch noch auf den letzten Drücker erstanden.

Dienstagabend (24.08.04), endlich alles – die Gepäckrolle, die Reisetasche und den Tagesrucksack – gepackt! Ich stellte zwei Wecker, damit ich ja nicht um vier Uhr verschlafen konnte.

Silvi brachte mich zum Flughafen Stuttgart, traurig, denn man weiß ja nie, wie solch ein Abenteuer ausgehen wird.

Eigentlich begriff ich erst allmählich, dass es losging, als das Flugzeug Richtung Amsterdam abhob und ich von meinem Fensterplatz F 7 auf die A 8 herunterblickte.

Ich fühlte mich trotz der fünf oder sechs Stunden Schlaf ausgeruht und wohl.

Um 7:17 Uhr nahm ich dann meine erste Malaria-Prophylaxe Malarone ein. Kurz vor acht Uhr tauchte eine Bucht der Nordsee auf, es regnete und die Autoscheinwerfer suchten sich ihre Wege; 15 Grad in Amsterdam.

Natürlich rief ich Silvi per Handy gleich an und trank dann einen Kaffee bevor ich mich auf den endlos langen Weg zu meinem Gate 47 machte.

Um 10 Uhr stand ich am Gate zum Weiterflug zum Kilimanjaro-Airport.

Erstaunlich viele Leute wollten in dieses Flugzeug steigen. Allerdings waren die meisten wohl eher in Richtung Safari oder Daressalam unterwegs. (Daressalam war Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika und 1964 - 73 Hauptstadt Tansanias).

Ich schaute mich nach meinen möglichen Reisegefährten um und am Schuhwerk erkannte ich schon, wer den Kilimanjaro bezwingen wollte. Ich kam mit einem jungen, etwa dreißigjährigen Abenteurer ins Gespräch. Er war auch schon mit dem Motorrad in den USA unterwegs; allerdings wollte er erste einen Tag nach uns auf den Berg.

Die Zeit bis zum Weiterflug verging schnell. Drei Herren - um die fünfzig - waren auch bergmäßig angezogen und blickten hie und da zu uns rüber, aber zu einem Kontakt kam es erst beim Auschecken am Kilimanjaro-Flugplatz in Afrika.

Turbulenzen über Adis Abeba, sonst waren die fast neun Stunden Flug angenehm, aber doch recht lange.

Beim Auschecken kam ich mit den drei Herren ins Gespräch. Sie sprachen ähnlich wie unsere Nachbarn und waren der Aussprache nach Rumäniendeutsche. Auch sie wollten am folgenden Tag mit dem Gipfelsturm beginnen.

Wo war Hermann?

Natürlich wartete er, zuverlässig wie immer, auf mich. Brigitta hatte er gerade zum Abflugschalter gebracht und nun standen er und der Bus der KIA-Lodge schon bereit. Und das Glück, dass meine Gepäckstücke da waren, sei natürlich auch noch erwähnt, denn eine Selbstverständlichkeit ist das leider nicht.

Nach knapp fünf Minuten waren wir da; Afrikaner nahmen uns sofort hilfsbereit das Gepäck aus den Händen. Ich bezog die saubere Hütte, die unser Hotelzimmer war, und machte mich zum Abendessen frisch.

Beim Abendessen erzählte Hermann von Sansibar und all dem, was er und Brigitta in den drei Wochen vor unserem Abenteuer erlebt hatten. Seine Armbanduhr wurde ihm beim Joggen von einem jungen Afrikaner gestohlen, der ihn mit einem rostigen Messer bedrohte.

Ich konnte mit meiner „Zweituhr“ aushelfen und so waren wir am kommenden Morgen für Kommandes gerüstet. Nochmals haben wir schön geduscht, denn die kommenden sieben Tage sollte ja das Duschen ein Wunschtraum bleiben, der sich erst nach der Ankunft in der KIA-Lodge wieder realisieren ließ. Ein sehr reichhaltiges Frühstückbuffet erwartete uns, feine Früchte, feine Säfte (Passionsfruchtsaft wurde dann zu meinem Lieblingsgetränk auf der weiteren Reise durch Afrika).

Der Himmel war herrlich blau, ein angenehmer Wind wehte und in der Ferne war der Kilimanjaro im Dunst zu sehen.

Wir packten um, denn die Helme und Wertsachen sollten ja nicht mit auf den Berg. Was am Berg nicht benötigt wurde, deponierten wir in der KIA-Lodge.

Ich schickte noch ein FAX an Silvi, Hermann dagegen konnte mit Brigitta telefonieren, denn er hatte eine Prepaid-Telefonkarte von Tansania. Meine Karte funktionierte nicht, weil D1 weder mit Tansania noch mit Kenia einen Roamingvertrag hat.

Ärger gab es für Hermann, denn eine afrikanische Maske, die Brigitta als Andenken mit nach Deutschland nehmen wollte, war nur noch in tausend Scherben angekommen.

Und um neun Uhr kam auch schon pünktlich das Sammeltaxi, ein Toyota, mit unseren Trägern und Führern.

Wir begrüßten uns, packten unsere Säcke ein und dann ging es los in Richtung Machame-Gate. Unterwegs sahen wir viele Kuhherden, die von Einheimischen oder deren Kindern betreut wurden.

Zuerst fuhr der Bus auf der recht guten, geteerten Straße in Richtung Moshi und bog dann plötzlich beim Wegweiser »Machame« nach links ab. Jetzt wurde die Straße holpriger und nach einigen Minuten hoppelten wir durch tiefe Schlaglöcher. Links und rechts sahen wir Gärten, Maisfelder, Bananen- und Kaffeeplantagen. Das Land sah grün und fruchtbar aus. Wir fuhren an einfachen Hütten vorbei, doch ab und zu sah man abseits der Straße auch schöne Häuser und Kirchen. Ab und zu sahen wir vor diversen Mini-Shops frisch geschlachtetes Fleisch an Haken hängen, umschwirrt von den obligaten Fliegen. Nicht gerade appetitanregend!

Am frühen Vormittag trafen wir am Machame Gate auf 1.800 m Höhe ein. Wir hatten die Machame-Route, auch Whisky-Route genannt, gewählt, weil sie exklusiver und schöner ist als die überlaufene Marangu- oder „Coca-Cola-Route“.

Wir waren nicht die einzige Gruppe, die sich auf den Weg machen wollte. Es herrschte ein riesiges Durcheinander an Menschen, Gemüsekörben, Konservendosen, Eierkartons, Gaskartuschen, Zeltgestängen. Ganze Anhänger voller Essen und Ausrüstung wurden in Nylon-säcken verstaut, die sich die Träger auf die Schulter oder auf den Kopf hievten.

Ich freute mich auf den Beginn der Wanderung.

Wir unterhielten uns noch mit einigen Malaysiern, die nicht den tüchtigsten Eindruck auf mich machten. Sie wollten zehn Tage am Berg verbringen.

Um die hundert jungen Männer drängelten an der Absperrung. Sie suchten Arbeit, sie wollten *porter* sein, bezahlte Träger. Aber sie hatten keine Chance, die Jobs waren längst vergeben. Die Träger schleppten Zelte, Kochgerät, Geschirr, Nahrungsmittel, Wasser unser Hauptgepäck – eine Karawane wie in den Zeiten, als dem Deutschen Hans Meyer und dem Österreicher Ludwig Purtscheller 1898 die Erstbesteigung gelang. Die Ausrüstung der Helfer hat sich seitdem wohl nicht wesentlich verbessert. Trotzdem zogen sie schon bald an uns vorbei, schwer beladen, leichtfüßig, fröhlich schwatzend.

Das Gepäck wurde vorher noch gewogen, denn mehr als 25 kg dürfen die Träger seit einem Jahr nicht tragen, weil in den letzten Jahren einige sich übernommen hatten und vor Erschöpfung starben.

Dieses Wiegen des Gepäcks wiederholte sich dann später an den einzelnen Rastplätzen, doch wir sahen unterwegs auch Träger, die wohl um die 30 kg auf ihren Köpfen balancierend den Berg hochtrugen.

Endlich war alles geregelt. Wir zogen mit Sabas - unserem Führer - an der Spitze bei herrlichem Wetter los. Außerdem waren noch sieben Afrikaner bei uns. Hermanns Träger Moses, mein Träger George, Sabas Stellvertreter Beat und weitere vier Träger, darunter unser Koch, die die Zelte und die Lebensmittel trugen.

Wahnsinn, was für ein Tross nun an uns vorbeizog.

Wir marschierten langsam. Es war erstaunlich trocken in diesem wunderschönen Regenwald. Der Weg war ca. zwei Meter breit und bestand aus rotem Lehm, sowie Wurzeln und Steinen. Er stieg anfangs gemächlich an, später wurde es bis zu 20% steil, also etwas anspruchsvoller. Kein Vogel sang, kein Affengebrüll, kein Laut, nur das Tröpfeln und Glucksen des Regens war zu vernehmen. Grüne Giganten säumten den Steig, Adlerfarn, Drachenhäuser, Hagenien. Ihre Laubkronen, aus denen Lianen und Luftwurzler herunterhingen, waren beeindruckend. Den Kilimanjaro selbst konnte man nicht sehen, nur erahnen.

Wir waren begeistert von der Vegetation und knipsten natürlich schon bald die ersten Fotos. Mein neu erworbener Wasserbeutel mit integriertem Trinkschlauch wurde nun auch eingeweiht.

Wir stiegen höher und höher, vorbei an Bäumen mit Lianen, Riesenfarnen und von Moos überwucherten Holzstämmen. Es roch erdig und feucht. Tiere waren nicht in Sicht. Seltsam still war es, nur das Geplapper der Träger war zu hören, hier und da ein „Jambo“ von Trägern, die uns entgegen kamen oder die uns in einem Wahnsinnstempo überholten.

Wir zogen an einigen anderen Gruppen vorbei, welche für unsere Begriffe zu langsam waren. Ich hatte gar nicht das Gefühl, dass ich mich langsam der 3.000-Meter-Grenze näherte, weil hier noch viele Büsche und Bäume standen.

Nach ein paar Stunden wurde es lichter und der Dschungel verwandelte sich langsam in eine Busch- und Strauchlandschaft (Heide und Moorzone) und endete beim Erreichen unseres Lagers nach circa 1200 Höhenmetern und viereinhalb Stunden Gehzeit in der Erikazone.

Etwas zu schnell waren wir wohl, denn fünf bis sieben Stunden soll man laut Reinhard Doppelreither (Literatur: Outdoor, Tansania, Kilimanjaro) bis zum Machame Camp, 2980 Meter über null, Zugspitzhöhe brauchen.

Die ersten neun von achtundvierzig Kilometern waren also schon geschafft und ich war überrascht, schon vor unserem Camp zu stehen. Unsere Zelte waren schon aufgestellt, weil ja unsere Crew an uns vorbeigestürzt war.

Es begann zu tröpfeln.

Hermann und ich machten trotzdem einen kleinen Rundgang bevor sich der Himmel immer weiter verdunkelte und schwere Regentropfen auf uns herunterprasseln begannen.

Wir verkrochen uns schnell in unser blaues Zweimannzelt und richteten uns ein.

Das Gepäck füllte schon ein Drittel des Zeltes aus, unsere Isomatten wurden nacheinander ausgepackt und dann krochen wir uns in unsere Schlafsäcke und hörten zu, wie die Regentropfen auf unser Zelt trommelten. Kurze Zeit später erhielten wir einen knappen Liter warmes Wasser in einer kleinen grünen Schüssel vor das Zelt gestellt, um uns waschen zu können. Ein Ritual, das sich dann jeden Tag wiederholte. Wusch sich einer die Hände, dann blieb für ihn schmutziges Wasser fürs Waschen des Gesichts. Wer sich danach wusch, hatte Dreckwasser, an das man sich halt gewöhnen musste.

Als wir es uns gemütlich machen wollten, stellte Hermann verärgert fest, dass unser Zelt undicht war und seine Matte und der Schlafsack nass wurden.

Ein Träger opferte ein altes Hemd zum Aufwischen und da der Regen sich nach einer Stunde verzog, war der erste Zwischenfall leicht in den Griff zu bekommen.

Wir machten dann noch vor dem Abendessen einen kleinen Rundgang und trafen die drei Rumäniendeutschen, die ich künftig hier als die Rumänen bezeichnen werde, beim Gang zum windschiefen Toilettenhäuschen.

Einer erzählte uns von seinem Puls, der bei 160 Schlägen pro Minute lag. Er hatte ein Pulsfrequenzmessgerät von Aldi oder Lidl um sein linkes Handgelenk geschnallt und sah sehr besorgt aus. Ich klärte ihn über Belastungspulszahlen auf und fragte ihn nach seinen Vorbereitungen für die Besteigung.

20 km fuhr er fast jedes Wochenende mit dem Fahrrad!

Da er außerdem über Kopfschmerzen klagte, gab ihm Hermann Aspirin-Tabletten und gute Ratschläge. Auch die Mitstreiter unseres „Kranken“ sahen alles andere als topfit aus.

Hermann erfuhr von ihnen auch noch, dass ich es ganz bestimmt schaffen würde, denn sie konnten mich im Gegensatz zu sich, wie sich ja am 31. 8. 04 herausstellte, bestens taxieren.

Die Rumänen, machten also nicht den Eindruck, als ob sie den Gipfel erreichen könnten.

Auch eine recht korpulente Amerikanerin, der wir unterwegs begegneten, hatte sich wohl von der – in unseren Augen unverantwortlichen - Reklame, die für das einfache Besteigen des Berges nur zu oft gemacht wird, täuschen lassen. Am nächsten Morgen musste sie schon umdrehen. Schade um die vielen Dollars?

Abendessen!

Wir wurden zu unserer Mannschaft ins Zelt gerufen, wo ein großer Topf auf dem Propan-gaskocher vor sich hin dampfte. Unser Koch rührte hie und da den sehr gut riechenden Inhalt um.

Das kleine „Küchenzelt“, in dem unsere acht Leute auch schliefen, bot nicht viel Platz. Ein Campingtisch stand mit Tischtuch (!) in der Mitte und zwei nicht ganz neue Klappstühlchen, eins davon ohne Lehnenbespannung, boten uns Platz. Sabas saß immer auf einem großen Wasserkanister und speiste als einziger mit uns, die Mannschaft kauerte währenddessen am Boden um uns herum und aß erst anschließend.

Nüsse, Tee mit viel Zucker, Popcorn, dann eine herrliche Gemüsesuppe, Fladenbrot und ein Nudelgericht mit Gemüse und Fleisch gab es an diesem Abend. Anschließend Früchte, winzige Bananen, wie man sie bei uns selten sieht! Ich kam mir vor wie in der Kolonialzeit. Mit schwarzen Fingernägeln – sie wurden auf der ganzen Wanderung nicht mehr richtig sauber – griffen wir zu.

Alles schmeckte nach dem Aufstieg bestens und wir tranken viel Tee, denn viel zu trinken (drei bis vier Liter am Tag) ist ja eine der Pflichtübungen beim Aufstieg in diese Höhen.

Und Hermann erzählte und erzählte, wir lachten viel und brachten den Jungs auch ein wenig deutsch bei. „Schönes Fräulein“ erfreute sie besonders.

Hermann vervollkommnete bei dieser Gelegenheit sein Kisuaheli. [Hakuna Matata = Kein Problem, Jambo = Guten Tag, Lala salama = Gute Nacht, Karibu = herzlich willkommen, asante sana = Vielen Dank, polepole = langsam, harraka = schneller].

Gegen 19 Uhr überließen wir unserer Crew ihr Zelt und verzogen uns nach einem kleinen Rundgang mit Blick auf den wolkenverhangenen Kilimanjaro in unser Zelt, denn es dunkelte bereits.

Ich hatte mit dem Schlafen im Schlafsack meine Mühe und da ich den Reißverschluss nicht ganz zugezogen hatte, um meine Arme, wie gewohnt, in die Gegend zu strecken, zog es kräftig rein. Ich fror und bibberte nach einem Ausweg suchend vor mich hin. Die Gipfelmontur zog ich dann an und fand doch noch erholsamen Schlaf.

Auch meine Isomatte hatte ich nicht gerade fachmännisch aufgeblasen, denn sie brachte nicht das, was sie bringen konnte. Das Ventil war nicht richtig geschlossen.

Der Tee tat seine Wirkung und wir fanden einen fast idealen Rhythmus, in dem wir das Zelt zum Betrachten des Sternenhimmels und Erledigen des Unabwendbaren verließen.

Die Nacht war kühl und klar. Die Sterne waren zum Greifen nah und auch der Kilimanjaro war an seiner weißen Krone erneut erkennbar

Vollmond stand kurz bevor, also war es hell und man konnte sich am Anblick der Landschaft erfreuen. Die Lichter von Moshi funkelten durch die Wolkenfetzen zu uns herauf.

Wir schliefen beide gut, hörten anfangs noch dem Palaver aus den Einheimischenzelten etwas zu, hie und da hustete jemand oder das Gedudel aus einem kleinen Transitorradio sollte jemanden bei Stimmung halten, ein Kojote heulte einmal nachts. Beim ersten Verlassen des Zelttes wurde mir leicht schwummrig, aber das war ja in dieser Höhe nichts Besorgniserregendes.

Was man so in den Beschreibungen anderer Bergsteiger liest, traf uns glücklicherweise nicht. Atembeschwerden, Kopfschmerzen oder Schlaflosigkeit suchten andere heim, uns nicht.

So gegen 7:30 Uhr wachten wir am **27.08.04** auf und bekamen Tee in unser Zelt gereicht. Glücklicherweise hat es in dieser Nacht nicht nochmals geregnet und Hermanns Seite im Zelt blieb trocken. Ich lag ja leicht höher als er, mich hätte ein Regen in dieser Nacht erst etwas nach ihm durchnässt.

Der »Good Morning-Tea« schmeckte sehr gut und die noch etwas klammen Knochen ließen sich schnell in Form bringen. Die Morgentoilette glich der Abendtoilette, eine Katzenwäsche, die weit vor der gewohnten Zivilisation anzusiedeln ist.

Es war interessant, das emsige Treiben im Lager zu beobachten. In einigen Zelten wurde gekocht. Die Köche klapperten mit ihrem Geschirr. Mehrere Personen saßen auf der Erde, tranken Tee und aßen etwas dazu.

Bald wurden wir gerufen und betraten unser Essenzelt. Die Tatsache, dass wir hier oben an einem gedeckten Tisch, inklusive sauberer Tischdecke, auf Klappstühlen Platz nehmen sollten, erschien mir mehr als seltsam.

Sozusagen als Aperitif bekamen wir einen heißen Tee, dann Rühreier mit Würstchen und Fladenbrot mit Butter und Marmelade.

Dazu Blick auf den wolkenverhangenen Kilimanjaro. Er schien ganz nahe zu sein!

Die Einheimischen taten, was in ihren Kräften stand. Mir war klar, dass dadurch viele für kurze Zeit einen Job hatten, aber ich musste mich trotzdem erst daran gewöhnen, dass sie einem das Gepäck und die sonstige Ausrüstung hochschleppten.

Nach dem Frühstück begegneten wir einem unserer Rumänen mit einer Klopapierrollen in den Händen zum Toilettenhäuschen eilend. Nach seiner Erleichterung klagte er über die Unbilden der Natur. Er hatte immer noch Kopfschmerzen und sah erbärmlich aus.

Er tat uns sehr Leid.

Gegen neun Uhr machten wir uns auf den Weg zum Shiraplateau, das auf 3.850 Höhenmetern in einer gewaltigen Hochsteppe liegt. Zu Beginn ging es recht gemütlich los. Bäume und Sträucher wurden allmählich weniger. An den letzten Bäumen hingen Moosfetzen wie Spinnweben herab und verliehen dem Ganzen einen Hauch von Fantasiewelt à la Jurassic Park.

Zwischendurch tauchten violette Distelarten oder rosa-weiße Blumensträucher auf. Dann wurde der Weg immer steiler und der gewaltige Aufstieg war nun anspruchsvoll. Zum Teil war das Gelände so steil, dass die Stöcke hier eher hinderlich waren.

Es bot sich ein unvergesslicher Ausblick auf den Mount Meru (4565 m) und Shira Needl und wenn wir zurückschauten, überblicken wir den ganzen Dschungel, den wir gestern durchquert hatten.

Danach wanderten wir weiter und ich fühlte mich bestens; einige besonders vorsichtig marschierende Gruppen mussten wir überholen, um den von mir gewählten Gehrhythmus beibehalten zu können.

Am frühen Nachmittag erreichten wir nach nur viereinhalb Stunden Wanderung das Shira-Plateau. Es ist ein riesiges Camp und an den zum Teil weit verstreuten Toilettenhäuschen kann man erkennen, dass hier manchmal viel Betrieb herrscht. Nach und nach trafen andere Gruppen ein, unter denen auch die drei Rumänen waren. Obwohl wir uns bereits in einer Höhe von 3.850 Meter befanden, gibt es noch vereinzelt Sträucher, so dass ich nach wie vor kein richtiges Gefühl für diese Höhe bekommen habe.

Die Eisfelder des Kilimanjaro waren gut zu sehen. Ob wir beide es packen und oben stehen werden?

Hermann hatte so seine Zweifel und fragte Sabas nach unseren Chancen.

Ein knappes „Yes“.

Ich selbst hatte keine Bedenken, denn positiv eingestellt hatte ich mich ja schon im Vorfeld und die Vorbereitungen fürs Gelingen waren ja auch optimal. Dass ich mental zur Konzentration auf den Endpunkt fähig war, stand für mich außer Zweifel. Was sollte also schief gehen?

Die Zeit bis zum Abendessen verging rasch. Wieder gab es ein herrliches Essen und Hermann erzählte den Jungs, was sich so in der Welt und auf seinen Reisen ereignete. Viel Tee haben wir wieder getrunken und das gemeinsame Blasenleeren in der Nacht war schon reinste Routine. Wieder schliefen wir bestens und wurden von George geweckt, der den dampfenden Morning-Tea ins Zelt reichte.

Morgenwäsche, Katzenwäsche, wie gehabt.

28.08.04

Heute war der dritte Tag am Berg. Unsere Rumänen tauchten auch auf und sie berichteten, dass sie sich elend fühlten.

Bald war Abmarsch. Heute stand der South Circuit auf dem Programm. Diese Umrundung diente der Höhenanpassung. Wir stiegen 750 Höhenmeter zum Lava Tower auf 4655 m Meter auf, um dann wieder bis auf 3.950 m abzusteigen. Am Anfang stieg der Weg nur gemächlich an und die Vegetation nahm zusehend ab. Man konnte sich bei dieser schwachen Steigung fast nicht vorstellen, dass wir an Höhe gewinnen würden. Der Kilimanjaro war links immer im Blickfeld. Langsam verschwanden die letzten Erikasträucher und es waren nur noch einige Flechten an den sonst dunklen Steinen zu sehen. Kurz vor dem Lava Tower trennen sich die Pfade. Nach Osten zur Western Breach und nach Süden zur Barranco Hut. Kurz vor ein Uhr machten wir einen Lunchstopp. Eine Gruppe von Franzosen, wohl VIPs, wie Sabas meinte, saßen schon an einem großen Campingtisch und bekamen sogar mittags dampfende Spaghettis serviert.

Zuviel Luxus fanden wir.

Ein komfortabel eingerichtetes Camp kurz vor dem Lavatower passierten wir vor unserer Rast unterhalb des Felsens. Luxuriös, es gab sogar chemische Toilettenhäuschen. Und die Träger dösten vor den Zelten, waren mit ihrer Morgentoilette beschäftigt oder wuschen Geschirr.

Auf den nun 4.500 Höhenmetern war es sonnig aber es wehte ein eiskalter Wind und wir schauten den Bergdohlen zu, die sich um die Essensreste der Touristen stritten. Diese Vögel, krächzende Dohlen mit weißem Hals und schwarzen Schnäbeln, begleiteten uns jeden Tag bis zum Barafu-Camp in 4.600m Höhe.

Unsere Rumänen schwankten dann auch den Anstieg hoch. Hermann spendierte Aspirin. Nach einer kurzen Fotopause begannen wir den Abstieg. Hinunter ging es in dieser Höhe natürlich dreimal schneller. Bald schon führte uns der Weg durch eine Landschaft mit Lobelien mit meterhohen Blüten, die wie Kerzen aus struppigem Blätterwerk emporragen. Außerdem Riesen-Senecien, die zur Hälfte wie Kakteen, zur Hälfte wie Palmen aussehen. Sie wachsen zwischen den dunklen Steinen mehrere Meter in die Höhe und passen irgendwie

nicht hierher. Manchmal sehen sie in der Ferne fast wie ein Palmengarten aus. Je weiter wir abstiegen, desto mehr belebten Erikagewächse wie silber-weiße Tupfen den dunklen Steinboden. Und wir mussten das natürlich alles fotografieren!

Kurz vor vier Uhr blickten wir von oben aufs Karanga-Camp hinunter. Wir waren nun am Südgletschers auf 3.950 Meter angekommen und es war inzwischen sehr kühl. Im Küchenzelt herrschte schon emsiges Treiben.

Unsere letzte Begegnung mit den Rumänen folgte nun. Sie waren alle drei geschwächt und der letzte Satz blieb für uns unvergesslich: *„Ich fühle mich wie mit 41 Fieber, aber ich habe keins, ich habe keine Höhenkrankheit!“*

Dicke Wollmützen auf dem Kopf und die Kapuzen ihrer Anoraks tief ins Gesicht gezogen, wankten die drei Mitreisenden langsam Barufu entgegen. Sie wurden allmählich kleiner und kleiner und verschwanden dann...

Den Gipfelsturm mussten sie bestimmt abblasen, denn in ihrem bejammernswerten Zustand war daran nicht zu denken. Hoffentlich haben sie sich dann bei der anschließenden Safari gut erholt.

29.08.04

Wieder hatten wir eine angenehme Nacht und schälten uns nach der Aufforderung zum Guten-Morgen-Tee-Trinken aus unseren Schlafsäcken. Heute sahen wir den Berg in seiner ganzen Pracht ohne Wolkenvorhang zum ersten Mal auf dieser Reise. Er thronte funkelnd wie ein Diamant im blauen Himmel. Dazu passt natürlich Ernest Hemingway, der die berühmtesten Sätze über diesen Berg geschrieben hat. Sie stehen in dem Buch „Schnee auf dem Kilimandscharo“ ganz am Ende, als der sterbende Held mit einem kleinen Flugzeug fortgebracht wird: *„Dann begannen sie zu steigen, und sie schienen nach Osten zu fliegen, und dann wurde es dunkel, und sie waren in einem Gewitter, und der Regen war so dicht, dass es schien, als ob man durch einen Wasserfall fliege, und dann waren sie hindurch, und Compie wandte den Kopf und grinste und deutete vorwärts, und dort vor ihnen, so weit er sehen konnte, so weit wie die ganze Welt, groß, hoch und unvorstellbar weit in der Sonne, war der flache Gipfel des Kilimandscharo. Und dann wusste er, dorthin war es, wohin er ging.“*

Es soll Leute geben, die allein wegen dieser Sätze beschlossen haben, den Kilimandscharo zu besteigen.

Und da wir heute nur etwa drei Stunden Wanderung vor uns hatten, machten wir uns recht spät auf den Weg.

Zunächst ging es bergab, dann den Breakfast Wall hoch.

Inzwischen hatten wir nur noch sieben Begleiter, denn Beat, der erste Assistent von Sabas, musste wegen Magenschmerzen vorzeitig absteigen. Hermann versorgte ihn noch mit all seinen Magenmedikamenten und wir hofften, dass ihm das nicht zum Verhängnis werden sollte.

Breakfast ist eine etwa 300 Meter hohe Mauer, bei der wir oft die Stöcke in eine Hand nehmen mussten, um schwierigere Passagen zu überwinden. Auch mussten wir uns hier bisweilen mit den Händen Halt suchen. Die Träger balancierten gekonnt über diese Stellen und man muss sich vorstellen, was das bei größerer Kälte und Regen oder Schnee für eine Arbeit ist.

Wir kamen nun ins Schnaufen und überholten zwei korpulente Träger, die ihr letztes gaben. Es waren wohl Neulinge in diesem Metier, denn oben warfen sie alles weg und legten sich zum Ausruhen hin. Was müssen die armen Leute sich schinden, um als *porter* bestehen zu können!

Gern hätte ich ihnen eine Tasse Tee gereicht, doch ich hatte ja nur meinen eigenen Becher und aus diesem wollte ich sie aus hygienischen Gründen nun doch nicht trinken lassen.

Manchmal schämten wir uns. Die armen Träger, die 25 Kilo den Berg hinaufschleppen, damit wir unseren Luxus haben. Dann dachten wir: Gut, dass es diese Jobs gibt, denn sie für dortige Verhältnisse ordentlich bezahlt, drei Dollar pro Tag. Dann fiel uns auf, was für ein absurder Gedanke das war. Drei Dollar - allein unsere Stirnlampen kosteten 35, und am Ende wussten wir gar nicht, was wir denken sollten. Tansania, ist eines der ärmsten Länder der Welt, wo die Menschen durchschnittlich 51 Jahre alt werden und 268 Dollar im Jahr verdienen.

Wir waren bald im Karango-Camp und machten es uns gemütlich im Zelt. Da noch viel Zeit bis zum Abendessen war, beschlossen wir, noch zweihundert Meter den Berg weiter hochzulaufen, um die Adaption an die Höhe zu optimieren.

Ohne Rucksäcke war das natürlich schon um einiges angenehmer. Wir trafen einen durchtrainierten Amerikaner mit seiner Baseballmütze und der Aufschrift NY Marathon. Auch er war noch ein wenig beim Trainieren für den Endaufstieg. Wir kamen ins Gespräch und er erzählte uns wie langweilig es auf dem Weg zum Mount Everest ist. Dort war er im letzten Jahr, allerdings ging er nur bis zum Camp 3. „*Schnee und Steine, Schnee und Steine...*“, also sonst gebe es dort nichts Interessantes. Der Kibo sei halt doch ein ganz anderes Erlebnis. Unvermutet begegneten wir unseren Rumänen noch einmal. Sie mussten sich an diesem Tag noch drei Stunden lang mühsam zum Barafu-Camp schleppen. Ein Jammerbild boten sie, wie sie so langsam dahintrotteten...

Im Zelt hatten wir uns inzwischen schon an die Klammern gewöhnt, die den defekten Reißverschluss ersetzen. Und das Säubern der schwarzen Fingernägel war immer wieder eine Freizeitbeschäftigung.

Beim Abendessen war es wieder lustig, Hermann erzählte wie an den Vorabenden erheiternde Geschichten aus seinem Leben.

Inzwischen war es schon dunkel geworden und die Lichter des staubigen und stickigen Moshi glitzerten von unten herauf. 3.400 m tiefer gelegen und ungefähr 60 km entfernt – ein romantischer Anblick.

Der Mond war inzwischen aufgegangen - fast voll gerundet - und ergoss sein Licht über die Landschaft, den Kibo und seine Gletscher.

Nachts um zwei Uhr meinte ein *porter*, er müsse Radio hören, aber seine Kumpane waren wohl so wenig wie wir mit Gedudel aus seinem Transistorradio einverstanden.

30.08.04

Endlich sollte es ernst werden. Wir waren auch schon nervös, denn den Kibo hatten wir ja inzwischen lang genug umrundet und wollten nun endlich hoch.

Das übliche Zeltabbauen folgte, das lästige Packen der Gepäckrolle, dann ging es los in Richtung Barafu, der letzten Station vor dem Aufstieg.

Bis zum Barafu Camp sind etwa 600 Höhenmeter zu überwinden. Zu Beginn geht es gemächlich los. Hier enden allmählich die letzten Pflanzenspuren und wir wanderten nur noch durch Lavasteine unterschiedlichster Größe. Alles Leben schien hier oben abgestorben zu sein, wie in einer Mondlandschaft. Nur zwei Mal beobachtete ich, wie sich eine kleine schwarze Spinne vor unseren Füßen in Sicherheit brachte. In weiter Ferne sahen wir die Träger die letzte Anhöhe vor unserem angestrebten Camp aufstiegen. Mir schwante Böses. Tatsächlich gab uns der letzte, sehr steile Aufstieg einen Vorgeschmack auf die kommende Nacht!

Die Luft war trocken und ich war froh, an meinem Trinkschlauch saugen zu können, um wenigstens gegen das Durstgefühl anzugehen.

Aber das letzte Camp vor dem Gipfelsturm war dann doch schnell erreicht. Es ist das steinigste, windigste und vor allem auch das dreckigste von allen.

Im Lager befanden sich die Leute, die heute früh vom Gipfel zurückgekommen waren. Ein sportliches Paar saß völlig entkräftet auf einem Felsen. Ich frage nach, wie es ihnen ergangen

sei und ob sie oben waren. Als Antwort erhalte ich nur ein Nicken und die Worte: »*Sehr anstrengend.*«

Dann entdeckten wir noch einen älteren Herrn, der erst jetzt, also kurz vor halb eins, von oben - von seinem Guide gestützt - heruntergewankt kam. Er musste sich immer wieder hinsetzen. Es kamen uns weitere Gipfelbezwinger entgegen oder auch welche, die umkehren mussten, und ich erkannte auch die zwei etwa dreißigjährige Männer, die wir schon am Tag zuvor getroffen hatten.

>>Wie war es?<< , >>Schrecklich!<<. Sie hatten es nur mit Ach und Krach geschafft und waren froh, dass sie wieder unten waren. Ihr Bericht war nicht gerade aufmunternd.

Uff, das gab mir zu denken. Wenn die jungen Kerle das nur mit Müh und Not geschafft hatten, wie sollte ich das dann mit meinen 60 Jahren schaffen?

Es blieb noch Zeit, um einen Spaziergang 200 Meter dem Gipfel entgegen zu machen. Hier merkten wir schon deutlich, dass die Luft auf 4.600m bzw. 4.800m dünner ist. Aber wir hatten es ja nicht eilig und schossen Fotos von der Gegend.

Hermann interviewte dann noch einen Vater mit seinen beiden Söhnen, die auch gerade völlig abgekämpft von oben kamen. Dem Vater hatte eine Diarrhö die Tour vermasselt und er eilte gleich wieder mit seiner Klopapierrolle in der Hand zum windschiefen Toilettenhäuschen.

Die Attraktion in diesem Camp war das Toilettenhäuschen. Es stand über einem endlosen Abgrund, war wackelig und sah nicht gerade vertrauenerweckend aus. Darüber kreisten riesige schwarze Bergdohlen, die das Häuschen nicht aus den Augen ließen. Das Ganze erklärt wohl, warum die Gegend hier so verschmutzt ist.

Dann das letzte Abendessen, reichlich und gut wie immer. Um 23:30 Uhr war das Wecken angesagt und Sabas gab uns Instruktionen, dass wir uns warm anziehen sollten, denn es würde bitter kalt werden.

Die Stirnlampen wurden nochmals überprüft, die Thermosflasche mit heißem Tee aufgefüllt, die zweieinhalb Literblase im Rucksack auch gerichtet, denn wir wussten da noch nicht, dass diese nicht zu gebrauchen sein würde, weil das Wasser in dieser Höhe einfriert. Dass uns Sabas das nicht sagte, konnten wir nicht recht verstehen.

Alles für den Gipfelsturm wurde schon vor dem Schlafengehen bereit gelegt, denn wir fierten dem Aufbruch entgegen.

Wie auch an den Tagen davor, schliefen wir gleich ein, doch leider wurden wir durch ein lautes Gepolter an die Blechhütte geweckt. Ein aufgeregtes Palaver der Träger folgte.

Hermann bat dann um Ruhe, die auch so langsam wieder einkehrte.

Was war geschehen?

Ein etwa vierzigjähriger Amerikaner hatte mit einer Gruppe im Krater übernachtet und war dann beim Aufstieg gestorben. Nun sollten Träger den Leichnam heruntertransportieren. Und die, die dafür bestimmt waren, wollten andere bezahlen, die diese schwierige Aufgabe für sie übernehmen sollten.

Sabas hatte schon Beat verloren, also konnte er nicht noch einen Mann entbehren.

Wir schliefen dann nochmals kurz ein, um dann um 23:30 Uhr aus den warmen Schlafsäcken zu kriechen und einige Kekse und warmen Tee als letzte Stärkung vor dem Aufstieg zu uns zu nehmen.

Fäustlinge, Daunenjacke, Ersatzbatterien, die Schuhe gut geschnürt, mit den Stirnlampen auf dem Kopf traten wir hinaus in die schwarze Kälte, in den Tunnel dieser Nacht.

Ich blickte auf meine Armbanduhr, sie zeigte 0:10 Uhr. Bei hellem Mondschein ging es endlich los.

Weiter oben sahen wir die Stirnlampen einer anderen Gruppe, die vor uns aufgebrochen war. Sabas stapfte voran, die Batterien seiner Stirnlampe schonte er, denn das Mondlicht - nun schon Vollmond - bot ihm ausreichend Sicht, ich folgte ihm an zweiter Stelle, dann Hermann

in meinen Fußstapfen und unser neuer Vize-Chef, der auf Beats Posten aufgerückt war, bildete den Schluss.

Schon nach zwanzig Minuten trotteten wir hinter der anderen Gruppe her, die uns dann aber vorbeiziehen ließ. Regelmäßig setzten wir einen Fuß vor den anderen, die Geröllhalde zog und zog sich, der Untergrund war wie Bruchharsch, man sank immer ein wenig ein und musste die Füße geschickt aufsetzen, um nicht abzurutschen. Rechter Fuß aufgesetzt, belastet, entspannt, nachgezogen, linker Fuß ... Zeit und Raum waren eins.

Die letzten Stunden am Kilimanjaro waren wie ein langer schwarzer Tunnel, an dem man ganz alleine ist, allein mit seinem Keuchen.

Wir vier schnauften tief, zogen die Kapuzen ins Gesicht, denn ein empfindlich kalter Wind war aufgekommen. Eiszapfen begannen sich in meinem Bart zu bilden. Ich wollte sie loszupfen, aber sie waren hartnäckig; es schmerzte, und so ließ ich es bleiben und sah wohl abenteuerlich aus.

Wir stapften Schritt um Schritt weiter. Ich schaute auf meinen Höhenmesser. Schon 5.000 m! Es wurde immer kälter und windiger. Harte Steigarbeit war zu leisten, der kalte Wind piff ins Gesicht, aber dank unserer optimalen Bekleidung fühlten wir uns dennoch dabei wohl. Links von uns sah man im Mondlicht deutlich den Rebmann-gletscher, ein unvergesslicher Anblick!

„*Here we are! Congratulation, you have reached Stella Point!*“, verkündete dann Sabas um 4:50 Uhr.

Nach nur vier Stunden und vierzig Minuten Aufstieg standen wir am Rand des riesigen schwarzen Kraters. Die zweitbeste Zeit, die Sabas je mit einer Gruppe gegangen war! Und das war seine 125ste Besteigung des Gipfels!

Am Stella Point kehren 2/3 aller Bergsteiger um, denn ein Zertifikat gibt es auch, wenn man es nur bis hierher geschafft hat. Nun war es nur noch eine knappe Stunden bis zum Gipfel, den wir natürlich als Ziel angepeilt hatten.

Der Sauerstoffgehalt hier oben beträgt nur noch die Hälfte des Wertes an der Küste. Und die Kälte ist anders als in unseren Alpen. Das liegt daran, dass der Körper weniger durchblutet ist. Selbst wenn man genug Blutzucker hat, entsteht keine Wärme, weil der Sauerstoff fehlt. In 5895 Meter Höhe ist dieselbe Kälte viel schlimmer als auf 2000 Meter Meereshöhe.

Wärme entsteht bei Verbrennung und diese ist dort oben gebremst.

Vor dem Weitermarschieren mussten noch Bilder gemacht werden. Und prompt versagte Hermanns Blitzgerät, denn wir hatten minus 12 Grad. Aber es erholte sich und meine Canon A75 arbeitet gleich einwandfrei, denn ich hatte sie ja direkt am Körper getragen und ihr ganz frische Batterien spendiert.

Noch war es dunkel und empfindsam kalt, also zogen wir gleich weiter dem Gipfel entgegen; der Pfad stieg kaum noch an, er führte in weitem Bogen um den Krater. Und dennoch schlichen wir im Zeitlupentempo weiter. Traumhaft war die Landschaft, die wir jetzt durchqueren: Schwarz und Weiß. Schwarz war der Vulkansand, weiß die Gletscher. Blendend weiß. Und unter uns das Meer aus Wolken.

Schließlich erreichten wir einen sanften Hügel, und wäre da nicht das hölzerne Schild „*You have reached the highest point of Africa*“, wir hätten nicht bemerkt, dass wir schon unser Ziel erreicht hatten.

Kurz vor 6 Uhr hatten wir als erste Gruppe des Tages den Uhuru Peak (5895m) erreicht. Es ist kein Gipfel, wie man ihn sich vorstellt, nur der höchste Punkt des Kraterandes.

Vor einem zartrosa Hintergrund wurden die Eiswände immer höher und weißer.

Der Kraterad, der Mawenzi und Mt. Meru waren deutlich im Mondlicht auszumachen. Es begann langsam zu dämmern.

Wir standen glücklich auf dem Dach Afrikas und Sabas gratulierte uns sofort.

Welch ein phantastischer Ausblick! Die Sonnenscheibe erhob sich langsam aus dem Wolkenmeer. Der Schatten des Kilimanjaro zeichnete sich in den Wolken vor dem Mount Meru ab. Der Mawenzi glänzte im Gegenlicht. Ein unvergesslicher Anblick, den Hermann noch geistesgegenwärtig schnell fotografierte.

Die ersten Gipfelfotos machten wir noch vor Sonnenaufgang, dann begann Hermann einen geeigneten Punkt für das Foto seines Hundes Rocky zu suchen. Einen Meter höher, also auf 5896 m fand er seinen Rocky-Point und wir bauten eine kleine Steinpyramide für seinen treuen Freund. Was sich Sabas wohl dabei gedacht haben mag?

Ich dachte an Hans Meyer aus Leipzig und Ludwig Purtscheller aus Salzburg, sie waren die Ersten, die diesen Punkt betraten, am 6. Oktober 1889, und Meyer schrieb später: „*Ich pflanzte auf dem verwitterten Lavagipfel mit dreimaligem, von Herrn Purtscheller kräftig sekundiertem ‚Hurra‘ eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: Mit dem Recht des Erstbesteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde, Kaiser-Wilhelm-Spitze.*“ Erst 1961 wurde sie umgetauft. Da entließ Großbritannien Tansania in die Unabhängigkeit und der Gipfel bekam umgehend einen neuen Namen: nämlich Uhuru Peak - „*Freiheitsspitze*“.

Langsam kam eine zweite Gruppe hoch gekeucht und einer der Österreicher zog sein Satellitentelefon aus dem Rucksack, um daheim zu verkünden, dass sie die Gipfel erklommen hatten. Wir unterhielten uns noch ein wenig mit ihnen und gingen dann langsam wieder in Richtung Stella Point.

Es wurde nun voller, neue Gipfelstürmer quälten sich uns entgegen und wir machten ihnen Mut, denn weit war es ja wirklich nicht mehr. Manche saßen nur auf Felsbrocken und rangen kreidebleich nach Luft und hofften auf den zweiten Wind, der sie zum Gipfel tragen sollte. Schon arg mitgenommen sahen manche aus; wir dagegen hatten gut lachen, denn es ging ja abwärts.

Die Sonne schien in den Geröllhang, der nun nicht mehr so fest war, man rutschte bei jedem Schritt ein Stückchen vor. Manche der einheimische Begleiter schlitterten auf ihren Hosensböden zum Teil den steilen Aschegang (Sand-Asche-Gemisch) hinunter. Schade, dass es so fürchterlich staubig war, denn gerne hätte ich auch das fotografiert. Aber vieles muss man eh mit dem inneren Auge aufnehmen und kann es nicht auf Film oder Flash Card bannen.

So zogen wir langsam dem Barafu-Camp entgegen. Vierhundert Meter unter uns sahen wir eine größere Gruppe von Einheimischen, die etwas Schweres trugen. Als wir näher kamen, erkannten wir, dass auf einer Bahre der Leichnam des Amerikaners lag, der in der letzten Nacht im Krater verstorben war. Der linke Arm hing heraus, ein Plastiksack verbarg seinen Kopf, die Bergschuhe hatte er noch an. Welch ein erschütternder Anblick.

Sabas wusste auch nicht viel mehr über den Verstorbenen; er soll vierzig Jahre alt gewesen sein.

Die Todesursache erfuhren wir nie, doch was spielte das auch für eine Rolle?

Jede zweite Woche ereignet sich - so Sabas - ähnlich Trauriges. Der Kibo fordert viel mehr Opfer als man allgemein annimmt. Wenn *porter* sterben, erfährt man das nie; und eine Statistik würde ja dem Ansturm auf den Gipfel nur schaden.

Dass es keine Hubschrauberrettung gibt, ist eine traurige Tatsache, denn so manch ein Unfall könnte doch einen glimpflicheren Ausgang haben.

Die Begegnung mit der Trägertruppe, die den Amerikaner zu Tal trug, machte uns nachdenklich.

Gegen 9:30 Uhr war das Barafu-Camp (4600m) deutlich unter uns zu sehen: Grüne Blechhütte und das Toilettenhäuschen rechts am Abgrund.

Unsere *porter* kamen uns dann auch schon entgegen und schüttelten uns grinsend die Hände.

„*Congratulation!*“ Es gab gleich heißen Tee, der nun natürlich hervorragend schmeckte. Und dann Suppe und ein Mittagessen. Es war noch Zeit, also ruhten wir uns aus und sahen nochmals die Träger mit ihrer traurigen Last.

Ein älterer Herr wurde von seinem Führer gestützt und ging im Schneckentempo den Berg hinunter. Wahnsinn! Es ist einfach ein Leichtsinns, was manche Menschen riskieren.

Nach zwei erholsamen Stunden wurden die Zelte eingepackt und wir machten uns auf den Weg zum auf 3000m Höhe gelegene Mweka-Camp, fast 1.800 Höhenmeter über die Mwekaroute.

Die Steinwüste lag bald hinter uns und immer mehr Pflanzen und auch angenehmere Luft erwarteten uns. Die niedrigere Höhe tat uns gut. Der Abstieg führte in umgekehrter Reihenfolge durch die verschiedenen Klimazonen. Als wir in den immer üppiger werdenden Urwald eintauchten, erfreute uns der Anblick der verschiedensten blühenden Pflanzen. Doch ging das Absteigen gewaltig in Knie und Beine.

Unterwegs rasteten wir und Hermann unterhielt sich mit einem netten Pärchen aus Amerika. Er hatte seiner Partnerin auf dem Gipfel einen Heiratsantrag gemacht. Und sie sagte: „*Yes!*“ Wir freuten uns mit dem glücklichen Paar und wünschten viel Glück.

Herrliche grün und waldig war es im Mewka-Camp, das schon im Urwaldgürtel liegt.

Wir warfen gleich nach der Ankunft eine Runde Bier, was natürlich alle nach dieser langen Tour erfreute. Das Geldverteilen dagegen war leider nicht so erfreulich, aber Hermann regelte alles bestens und dann waren doch alle zufrieden.

Noch einmal wuschen wir uns in dem grünen Wasserschüsselchen, das uns ab nun ja fehlen sollte!

Ein letztes Abendessen mit unserer Mannschaft.

Als unsere Träger uns voller Freude ein Lied über den Kilimanjaro sangen, überkamen mich die stärksten Emotionen dieser Tour. Sie wussten nicht, wann sie ihr nächstes Geld verdienen würden, und waren trotzdem fröhlich und um unser Wohl besorgt.

Dann nochmals ab in unser kleines blaues Zelt mit dem lädierten Reißverschluss, der sich nun wieder zuziehen ließ. Hoffentlich regnete es nicht, denn absolut wasserdicht war es ja nicht. George grub in Windeseile mit einem Stock einen Wassergraben um das Zelt und nach den fast 4000 Höhenmetern, die wir in den letzten Stunden zurückgelegt hatten, schliefen wir prächtig.

01.10.04

Reges Treiben herrschte morgens im Camp, alle wollten schnell heim, denn das Wochenende nahte.

Die Träger eilten ins Tal, und Sabas und wir beide schlenderten den nun breiter werdenden Weg hinunter ins nächste Camp. Wir sahen Colobus-Affen und schauten ihnen interessiert beim Herumtollen zu. Hatten sie es nicht besser als die *porter*?

Endlich kamen wir unten in Mewka Village (1800m) an. Verkäufer wollten uns Andenken aufdrängen. Hermann kaufte sich ein T-Shirt.

Dann überreichte uns Sabas die Zertifikate. Wir durften in dem Buch blättern, in dem die Kibo-Bezwinger per Hand mit Namen und Altersangaben eingetragen waren. So weit ich blättern konnte, fand ich keinen, der 60 oder älter war. So um die 35 waren die Erfolgreichen im Schnitt.

Nach einer halben Stunde Wartezeit brachte uns ein Sammeltaxi durch die Bananenplantagen zur KIA-Lodge, wo ausgiebiges Duschen natürlich angesagt war. Schon gleich bei der Ankunft bekamen wir heiße Handtücher gereicht. Weiße! Wow, die waren im Nu schwarz verschmiert, denn sieben Tage ohne ordentliche Wäsche bleiben nicht ohne Folgen.

Wir schüttelten unserer Mannschaft die Hände und es war uns schon ein wenig traurig ums Herz...

In der Ferne war die Silhouette des Kilimanjaro im Dunst deutlich zu erkennen. Und das sollte alles nun erst noch in den nächsten Tagen und Wochen verarbeitet werden.
Doch am kommenden Morgen erwartete uns ja das nächste Abenteuer!
Nairobi und unsere abenteuerliche Motorradreise - 2000 km durch Schwarzafrika...
Polepole...